Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Gespräche des Erasmus
Autor: E.Z.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574099

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Er hatte Knochen wie ein Gaul
und eine freche Stirn
und ein entsetzlich großes Maul
und nur ein kleines Hirn.
Gab jedem einen Rippenstoß
und flunkerte und prahlte groß.

Und wie haben wir selber als kleine Goliathe geprahlt:

Er komme her, der Lumpenhund,
ich box ihn nieder auf den Grund.

Und nachher mit einem Maul voll Hohn gesungen:

Da fiel der große Esel hin,
so lang und dick er war.

Ja, das war doch das schönste Lied auf der ganzen Welt! Und das waren die schönsten Abende, wo Vater uns vorgelesen und mit uns gesungen hat. Und wenn nicht die dumme Anstalt gewesen wär', dann hätten wir viele solche gehabt.

Aber jetzt kommt mir erst ein Lied in den Sinn, von dem muß ich auch noch sagen: das Amerikalied. Nämlich, schon lang hätten wir alle gern eine Zauberlaterne gehabt und wußten nur immer nicht, wie wir zu einer kommen sollten. Denn jedesmal sagte das Meta zuletzt ganz hoffnungslos: „Jo, so eini isch halt grüslig tüür!" Da ist aber das Els einmal aufgefahren: „Ich weiß, ich weiß: wir geben einfach dem Papa eine zum Geburtstag!" Ganz starr sind wir dagestanden. Aber dann haben wir's schleunig hinter die Mutter gesteckt, und sie hat uns auch richtig vom Vater das Geld verschafft. Und war allen geholfen. Ganz dicht haben wir uns um den Vater herumgedrängt, als er die Kiste aufmachte, und haben kaum warten können. Aber als der Deckel aufging, ist Vater verwundert gewesen. Nur gut, daß er dann doch noch zuletzt auf den Stockzähnen gelacht und jedem von uns einen Kuß gegeben hat. Denn es wäre doch gar nicht recht gewesen, wenn er sich nicht einmal gefreut hätt' über so ein prächtiges Geburtstagsgeschenk, über eine Zauberlaterne!

Von diesem Geburtstag an haben wir dann oftmals an einem Sonntagabend im oberen Hausgang gesessen, so andächtig als in einer Kirche. Und eins hat an die geweißelte Wand hin die Bilder gezaubert. Es ist auch ein Meerschiff darunter gewesen, und wenn das an die Reihe kam, hoben wir jedesmal das Amerikalied zu singen an: „Fahr hin, fahr nach Amerika; ich bleib im Land der Alpen da!" Und winkten dazu mit Tüchern gegen das Schiff. Und wo es hieß: „So wühl ein Grab im goldnen Sande, verschmacht am Sacramento nun!" da mußte das Schiff gefährlich schaukeln, das gehörte dazu. Und das Sacramento war auch so eins von den feinen Wörtern, wir haben es immer mit der hellsten Begeisterung gesungen.

An einem frühern Geburtstag hab' ich auch einmal dem Papa mein Roß geschenkt. Das ragte auf dem Tisch großmächtig über die andern Sachen heraus. Aber ein paar von den Diakonissinnen, die schon früh kamen und dem Papa ein Lied sangen und eine ganze Zeine voll Geschenke mitbrachten, haben drüber gelacht. Was gab es denn da zu lachen? Das Roß aber schielte zu mir herab, wie wenn ihm auf dem Tisch droben gar nicht recht wohl wär. Und es ist uns darum beiden ein Stein ab dem Herzen gefallen, als mir's der Papa wieder in die Arme legte: es sei ja jetzt wohl sein und er danke mir viel-, vielmal dafür; aber er müsse doch grad wieder in die Anstalt, also solle ich unterdessen nur spielen mit dem Schimmel wie bisher. (Fortsetzung folgt).

Gespräche des Erasmus.

Es sollte nicht mehr gesagt werden müssen, aber es steht noch durchaus nicht allen fest, daß der Begriff „deutsche, englische" u. s. w. Literatur oder Literaturgeschichte national und nicht blos sprachlich zu nehmen ist. Die meisten maßgebenden Literaturhistoriker handeln danach. Wie vielen Lateinern begegnen wir in dem prächtigen Torso von Ten Brinks englischer Literaturgeschichte! Man denke nur an den einen Thomas Morus und seine Utopia! Man stellt sich eine italienische Literaturgeschichte, meinetwegen ohne Petrarcas „Africa", unmöglich aber ohne Poggios „Facetien" vor. Man würde sich immerhin vom geistigen Umfang, von der Mannigfaltigkeit, von der ganzen literarischen Rasse beider eher eine Idee machen können als von den Deutschen, selbst den witzigen und feinen Wieland eingeschlossen — ohne Erasmus von Rotterdam. In seinem Esprit begegnet sich der Deutsche mit dem Franzosen. Er hat mit diesem viel mehr gemein als mit deutschem Wesen, und er erinnert bis in die Physiognomie an Voltaire. Und so weiter...

So etwa möchte man anfangen, könnte man, wenn den kleinen Holländer nicht gleich die ersten Lebensschritte in die Kirche, ins Latein und dann nach Paris, kurz in die Welt hinausgeführt und zu einem internationalen Wanderer gemacht hätten. Wie er gesetzlich keiner Familie angehört hat, so gehört er in keiner Weise einem Volk insbesondere an. Er habe ungern anders als Latein gesprochen, sogar mit seinem Stallknecht, sagen sie. Er läßt sich nirgends heimweisen. So hat sich seine Persönlichkeit, durch keinerlei Einwurzeln gehemmt, absolut, oder doch wohl mehr als irgend ein Mensch, ein Großer, auswachsen können, und er ist das geworden, was das Motto sagt, das unser Herausgeber den küchenlateinischen Epistolæ virorum obscurorum so glücklich entlehnt: homo pro se, ein Mensch für sich. Sein Freund und großer Zeitgenosse, der gescheite Thomas Morus, Kanzler von England und Verfasser der Utopia, hat es anders ausgedrückt. Als sie sich zum ersten Mal trafen, kamen sie in eine so herrliche Unterhaltung, daß Erasmus schließlich herausfuhr: „Entweder bist du Morus oder keiner!" Der Engländer aber antwortete: „Und du entweder der Erasmus oder der Teufel."

Wer kennt den Namen des Erasmus von Rotterdam nicht? Wer kennt von ihm mehr als sein Porträt von Holbein? Wer weiß etwas von ihm, nämlich mehr als die vage Weisheit, daß er einer der größten Humanisten und einer der Vor- und Mitbereiter der religiösen Umwälzung, der Reformation ist. Wie wenige haben etwas von ihm gelesen!

Nun tritt er heute deutsch vor uns in der vornehmen Ausstattung, in der eben ein Klassiker aus dem Verlag von Eugen Diederichs in Jena in die Welt tritt. Es war ein illustrer Gedanke, uns diesen Weisen wieder näherzubringen, und der Herausgeber, Hans Trog, hat es sehr geschickt angefangen, sowohl was die Auswahl betrifft als in dem Zwang, den er sich angetan hat, ja das Volumen der diskretesten Anfangsdosis nicht zu überschreiten. Sehr zutreffend heißt es im Nachwort: „Den Kenner der Kolloquien wird es etwa befremden, daß das Convivium religiosum und der Epicureus keine Aufnahme gefunden haben. Es ist dies absichtlich nicht geschehen. Mir schien in erster Linie wichtig, daß an sich wieder das Interesse auf diese Dialoge gelenkt würde, und um dies zu erreichen, war es doch wohl das Klügste, solche Stücke auszuwählen, die von vornherein durch ihren Inhalt und Ton auch von nicht gelehrten Lesern ohne viele Anstrengung genossen werden können. Die beiden obengenannten Gespräche aber sind weniger in ihrer Gesamtheit als in einzelnen Partien der Beachtung und Aufmerksamkeit eines größern Leserkreises sicher.

Diese Partien haben daher ihre Erwähnung und Beleuchtung auf den einführenden Seiten gefunden, zum Teil im genauen Wortlaut. Sollte je dieses Büchlein den Wunsch nach einer Fortsetzung rege machen, so könnten dann auch umfangreiche Stücke wie das Gespräch über religiöse Dinge und die Diskussion über Begriff und Wesen des wahren Epikureismus ihre Berücksichtigung finden. Für die Probefahrt empfahl es sich, das Schifflein nicht zu stark mit weniger gangbarer Ware zu belasten..."

Das ist die Art, wie man einen Alten neu einführt. So ist ein large gedrucktes Bändchen von wenig über anderthalbhundert Seiten herausgekommen, das sich so liest auf der härtesten Gartenbank, dessen eines und anderes Stück man gelesen, ehe man sich besonnen, ob man absitzen, sitzenbleiben oder weitergehen will. So lesen sich die Frauenbriefe eines Marcel Prevost, so flüssig.

Wie bekannt er ist, unser Erasmus, oder wie unbekannt — wir sprachen eben davon. Nicht minder als in Auswahl und Beschränkung zeigt sich der glückliche Griff unseres Herausgebers in der Art, wie er sein Büchlein in den ersten Worten der Einleitung anfaßt. Er geht vom Holbeinschen Bildnis aus. Denn darauf kann er zählen. So oft und so lange Menschen diesen Kopf sehen, so oft und so lange werden sie von ihm wissen wollen*). Wohl findet er ihn fast zu einseitig als scharfen Gelehrten dargestellt. Aber aus den Augen, diesen Augen, die man nie vergißt, erkennt er den unerbittlichen Beobachter des Lebens, und auch die feinen ringgeschmückten Hände wissen nicht nur vom Bücherwälzen. Den großen schöpferischen Gelehrten seiner Zeit haben wir mit eins als Weltmann vor uns. Jenen mögen wir lesen, wir mögen wenigstens, ohne weiteres zu wissen, an die hohe Bedeutung seiner Bücher glauben; diesen möchten wir hören. Und hören dürfen wir ihn heut noch im Lob der Torheit (Reclam) und in den Gesprächen.

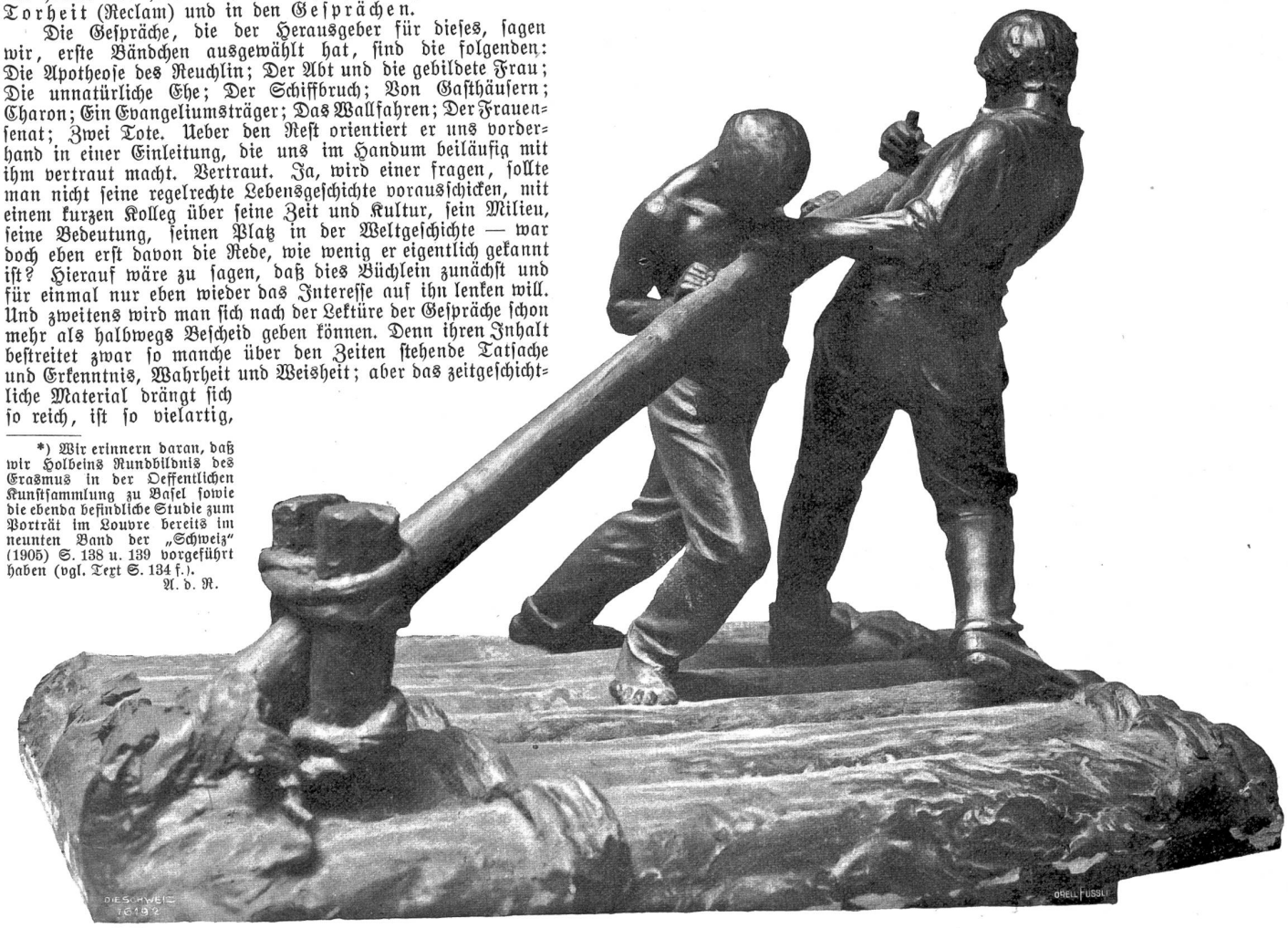
Die Gespräche, die der Herausgeber für dieses, sagen wir, erste Bändchen ausgewählt hat, sind die folgenden: Die Apotheose des Reuchlin; Der Abt und die gebildete Frau; Die unnatürliche Ehe; Der Schiffbruch; Von Gasthäusern; Charon; Ein Evangeliumsträger; Das Wallfahren; Der Frauensenat; Zwei Tote. Ueber den Rest orientiert er uns vorderhand in einer Einleitung, die uns im Handum beiläufig mit ihm vertraut macht. Vertraut. Ja, wird einer fragen, sollte man nicht seine regelrechte Lebensgeschichte vorausschicken, mit einem kurzen Kolleg über seine Zeit und Kultur, sein Milieu, seine Bedeutung, seinen Platz in der Weltgeschichte — war doch eben erst davon die Rede, wie wenig er eigentlich gekannt ist? Hierauf wäre zu sagen, daß dies Büchlein zunächst und für einmal nur eben wieder das Interesse auf ihn lenken will. Und zweitens wird man sich nach der Lektüre der Gespräche schon mehr als halbwegs Bescheid geben können. Denn ihren Inhalt bestreitet zwar so manche über den Zeiten stehende Tatsache und Erkenntnis, Wahrheit und Weisheit; aber das zeitgeschichtliche Material drängt sich so reich, ist so vielartig, daß man beinahe von einem erschöpfenden Spiegelbild der Zeitphysiognomie reden kann.

Eine kurze, hier knapp streifende, dort ein kleines verweilende Aufzählung dieser Gespräche wird uns das deutlich machen. Und noch eines: Wenn wir ihm seinen Platz auf unserem Büchergestell unter den Klassikern anweisen, so rechtfertigt sich das nicht durch seinen Geist allein, der den belletristischen Charakter an sich noch nicht für jedes Kriterium erfüllt, sondern auch durch hohe poetische Schönheiten, denen man beiläufig obendrein, und zwar gar nicht selten begegnet. Es wird sich Gelegenheit bieten, auf die eine und andere hinzuweisen.

* * *

Basel ist der Druckort. Es ist bekanntlich für den damaligen Buchhandel ein Weltplatz gewesen. Und Froben, Erasmus' Verleger, ist seine berühmteste Firma. Dem sechsjährigen Söhnlein Johann Frobens, seinem Patenkind, hat der große Mann dieses glänzende Werk gewidmet. Also ein Kinderbuch? Dem Keim nach allerdings. Eine wuchtige und scharfe Waffe, ein mächtiges Kampfbuch aus einem der Hauptkämpfe der Weltgeschichte ist sozusagen aus der Kinderstube hervorgegangen. Es ist in seinem Ursprung ein Uebungsbuch für den kleinen Lateinschüler. „Es handelt sich um eine Sammlung von lateinischen Wendungen, für alle möglichen Verrichtungen des täglichen Lebens: Gruß-, Bitt-, Frage-, Dank-, Befehls- und Empfehlungsformeln, dann nur Beispiele für schwierige Konstruktionen. Lebhafte Dialoge entwickeln sich etwa bei den Redensarten für Kauf und Verkauf, und auch die Schimpfwörter kommen da zu ihrem Rechte. 1522 (vier Jahre nach dem ersten Anfang und drei nach der zweiten Ausgabe, zu der Erasmus die Vorrede geschrieben) folgte dann, da das Büchlein unerwartet großen Beifall gefunden und Erasmus sich genötigt

*) Wir erinnern daran, daß wir Holbeins Rundbildnis des Erasmus in der Oeffentlichen Kunstsammlung zu Basel sowie die ebenda befindliche Studie zum Porträt im Louvre bereits im neunten Band der „Schweiz" (1905) S. 138 u. 139 vorgeführt haben (vgl. Text S. 134 f.).
A. d. R.



Schweiz. Sezession. Joseph Vetter (Luzern). Flößer.

Schweiz. Sezession. Eduard Renggli (Luzern). Studienblatt aus Rom.

sah, sich desselben eifriger anzunehmen, eine neue stark vermehrte Ausgabe." In der ausführlichern Ueberschrift und in der Widmung heißt es, das Büchlein solle den Knaben „nicht nur in das Latein einführen, sondern ihn zugleich zum Erfassen der Elemente der Frömmigkeit hingeleiten". „Diese Ausgabe enthält nun bereits eine Anzahl auch inhaltlich interessanter Gespräche, nicht bloße Rede- und Ausdrucksformeln. Mitten unter den Formulae finden wir kleine Dialoge, die gewisse Lieblingsthemata des Erasmus, mehr präludierend noch in Angriff nehmen." Damit kam das Büchlein zu Feinden und zu Nachdrucken, das heißt: es hatte Karriere gemacht. Es folgten weitere, reichere Auflagen. Wo ist das Lateinlehrbuch, das um seiner innern Bedeutung willen verdeutscht würde?

Es dürfte in der Welt kein zweites Sprachenlehrbuch geben, dessen Entwicklung ihm eine solche Kritik spräche. Habent sua fata libelli Dieses Geschick aber ist ein Phänomen.

Die Uebersetzung hat mehr verlangt als einen geübten Lateiner. Seine ungeheure Belesenheit und Gewandtheit haben den Erasmus instand gesetzt, so, wie vielleicht vor nach und ihm kein Zweiter es fertig gebracht, das Latein, die freilich nicht ganz so wie heute tote, aber doch längst von keiner Volksgemeinschaft mehr gesprochene Sprache der Alten als durchaus lebendige, moderne Konversationssprache zu handhaben. Der Reichtum solchen Wortschatzes und das Spiel der Wendungen waren nicht jeden Uebersetzers Sache. Die zwanglose Causerie, die nun da herausgekommen ist, läßt uns keinerlei Verlegenheiten ahnen. Die angebrachte Verwendung des Fremdworts und, wenns nottut, die oft zutreffendere französische Wendung, alles hat Hans Trog zur Hand. Mit solchem Anpassungsvermögen ließe sich noch mehr als ein goldener Schatz aus den Tiefen der Vergangenheit heben. Vieler Dank aber ist ihm heut schon gesichert.

* * *

Die Apotheose des Reuchlin ist eine heilsame Lektüre. Wir, die wir den deutschen Professor fast nur noch mit den Augen der „Fliegenden Blätter" anschauen, werden mit Staunen und Rührung gewahr, wie fromm einer der schärfsten Spötter aller Zeiten eines großen Gelehrten Aufstieg zur himmlischen Seligkeit zu schildern und zu feiern unternimmt. Das sind nun freilich vierhundert Jahre her, und die humanistische Gelehrsamkeit war noch ungemein jung.

Den zweiten Dialog dieser Auswahl möchte man am liebsten ganz hersetzen. So herrlich ist der damalige Typus des weltlich versimpelten Priesters in diesem von jeder Ahnung seiner Verkommenheit so gänzlich unbefangenen Abt gegeben, so bezeichnend ist das Stück für die ganze Art von Erasmus' Grimm und Humor, seine Kampf- und Spielweise. „Was seh ich denn da für ein Möbel?" fragt er bestürzt vor einem Büchergestell. Wenn es noch französische wären, leichtes Zeug — aber lateinische, griechische! Schickt sich nicht für Damen. Sie treibt ihn fein in die Enge, und der Dialog wäre bald genug zu Ende — wenn der Mann eine Ahnung hätte, wie hilflos, ignorant und blamiert er ist. Hieb auf Hieb, Trumpf auf Trumpf. Eine wahre Bemerkung hat freilich auch unser Abt: „Die Bildung muß man sich mit ungezählten Mühen erwerben, und dann heißt's sterben." Diesen unwiderlegbaren Satz könnten sich auch heut noch Millionen von Zweibeinern zum Motto erheben. Man kommt mit dem Jassen, Kannegießern und anderem schönen gleichwertigen Sport ohne Frage ebensoweit. Die Lanze seiner Partnerin fliegt zu hoch: „Ja, aber sagt mir, vortrefflicher Mann: Wenn Ihr morgen sterben müßtet, möchtet Ihr lieber als Tor oder als Weiser sterben?" Er gleicht einem Holundermännchen; immer richtet er sich wieder auf, prompt mit der allgemeinen Phrase. Wie wollte man mit seinesgleichen fertig werden! Er: „Ich weiß nicht, wie's kommt; aber, wie ein Sattel sich nicht für einen Ochsen schickt, so schicken sich die Wissenschaften nicht für eine Frau." Sie: „Immerhin werdet Ihr nicht leugnen können, daß der Sattel dem Ochsen immer noch besser anstände als die Mitra (Bischofsmütze) einem Esel oder einem Schwein." So geht es. Bis sie ihm unverhohlen die Leviten liest, ihn und seinen Stand zur Umkehr mahnt, auf daß nicht die Gänse „eher zu predigen anfangen, als euch stumme Hirten zu ertragen". Gebildete Damen sind übrigens jetzt keine solche Absonderlichkeit mehr, wie er meint. Und sie beruft sich auf Italien und Spanien, und direkte Komplimente an englische und deutsche Damen, die er mit Namen nennt, legt ihr Erasmus in den Mund. Man braucht sich auch nur das eine und andere Holbeinsche Damenbildnis zu vergegenwärtigen. Man wird sich gern vorstellen, daß diese so mit unserem Abt gesprochen hätte. Beschaut man sich hingegen die berühmten Porträts der großen Italienerinnen, etwa die Mona Lisa, so hat man nicht das Gefühl, als hätten sie sich je in ihrem Leben mit solchen Böotiern unterhalten müssen.

Die Unterhaltung von der unnatürlichen Ehe behandelt ein aktuelleres Thema. Sie ist ein Protest gegen die Verehelichung geschlechtskranker Männer mit einer Reihe hygieinischer Forderungen behufs möglichster Kontrollierung und Eindämmung des Uebels. Wie auch die sachlichsten Erörterungen unserem Reformator immer Gelegenheiten sind zu kleinen Seitensprüngen, die meistens Hiebe sind, illustrieren hier zwei kleine Beiläufigkeiten. „Dann sollte," meint der eine, „ein Gesetz erlassen werden, daß keiner den Becher mit dem andern heben soll." Wozu der andere glossiert: „Dieses Gesetz würden die Engländer kaum annehmen" (Die Engländer haben sich seither geändert). Und weiter wird verlangt: „Ferner dürfte kein Gast auf Leintüchern schlafen, die ein anderer schon benutzt hat." Entgegnung: „Was sollen aber dann die Deutschen machen, die kaum zweimal im Jahre waschen?" Antwort: „Sie mögen ihre Wäscherinnen zu vermehrter Arbeit antreiben."

Zwei dieser Dialoge, dabei der weitaus längste, richten sich natürlich gegen den Aberglauben: „Das Wallfahren" und „Der Schiffbruch". Nicht, daß sie sich darum deckten. Die Beschreibung einer Wallfahrt nach Walsingham und Canterbury nimmt den Reliquienkult unter die Lupe. Eine vollendete Raffinerie liegt darin, daß der einem kynischen Zweifler erzählende gläubige Pilger von einem Begleiter zu berichten hat, der sich als ein recht taktloses enfant terrible aufgeführt und ihn fortwährend kompromittiert. Erasmus hat hier eine förmliche Orgie gefeiert. Er kann sich nie genug tun in der Schilderung der groteskesten Einzelheiten aus dem Glaubensumfang der betriebsamen Frommen. Und wie der Dialog geführt ist! Man fühlt sich hier oft bis in den Stil hinein an Voltaire erinnert. Sein Patron hat nicht umsonst Lukian geheißen. Er hat ihm hohe Ehre gemacht. Es wäre schwer, hier auf die Einzelheiten einzugehen. Die käsfädige Umständlichkeit, mit der unser Wallfahrer alles und jedes vorträgt, der rührend endlose, unbefangene Vortrag, darin immer andächtige Wundermeldung mit der Beschreibung der örtlichen Verhältnisse und Erlebnisse abwechselt, kann nur in der anhaltenden gesamten Wirkung so recht genossen werden. Mit einem Resumé des Inhalts wäre nichts getan. Da sich die Dialoge prächtig zum Vorlesen eignen und der bescheidene Preis des Bändchens (3 Mark) den dauernden Besitz leicht möglich macht, darf es hier mit der Verweisung auf die Lektüre ohne anderes ein Bewenden haben.

Wenden wir uns lieber dem „Schiffbruch" zu, der den Glauben und Aberglauben, wie er sich in der höchsten dramatischen Spannung gewaltiger Todesnot auslöst, vergegen-

wärtigt. Wenngleich auch hier die beschauliche, ironische Reflexion zwischenhinein zum Wort kommt, das Aufregende, Packende des großen Vorgangs, das Erasmus wohl nicht ganz ohne eigenes Miterlebnis zu vermitteln weiß, erhebt sich doch weit über die Bedeutung des bloßen Mittels zum Zweck. Das Stimmungsgemisch von Lachen und Schrecken, dem wir entgegengehen, bereitet schon allein der kurze, aber in seinem wilden Barock umso eindringlichere Satz vor, mit dem das stürmende Meer beschrieben wird. „Hast du je die Alpen gesehen?" „Jawohl." „Nun also: jene Berge sind Warzen im Vergleich zu den Wellen des Meeres. Wurden wir in die Höhe gehoben, so hätte man mit dem Finger den Mond berühren können; ging's aber in die Tiefe, so hätte man meinen mögen, die Erde tue sich auf und man fahre geradeswegs in die Unterwelt"*). So pflegen sich sonst jene Frauenzimmer in den Gesprächen des göttlichen Aretin einander verständlich zu machen.

Also, wir sind bei dem Augenblick angelangt, da der Schiffsmann verzweifelt, den Mast absägen und mit den Segelstangen ins Meer werfen läßt. „Da hättest du einen jämmerlichen Anblick gehabt. Die Schiffer sagten: Salve Regina, flehten die jungfräuliche Mutter an, nannten sie den Meerstern, die Königin des Himmels, die Herrin der Welt, den Port des Heils und schmeichelten ihr auch sonst mit vielen Titeln, deren keinen die heilige Schrift ihr gibt." „Was hat sie überhaupt mit dem Meere zu tun, sie, die doch, wie ich meine, niemals eine Schifffahrt unternommen hat?" „Einst trug Venus Sorge um die Schiffer, weil man sie aus dem Meere geboren glaubte; da sie nun aufgehört hat zu sorgen, ist an die Stelle dieser nichtjungfräulichen Mutter die jungfräuliche Mutter gesetzt worden." „Du treibst Spaß." „Einige warfen sich aufs Verdeck nieder und beteten das Meer an, indem sie, was von Oel da war, in die Wellen gossen, und schmeichelten ihm nicht anders, als man es einem erzürnten Fürsten gegenüber tut." „Ja, was sagten sie denn?" „O du gnädigstes, großmütigstes, reichstes, schönstes Meer, sei milde, bewahre uns! Vieles von dieser Art sangen sie dem tauben Meere vor." „Welch lächerlicher Aberglaube! Und die andern?" „Einige taten nichts als sich erbrechen; die meisten taten Gelübde. Da war ein Engländer, der der Jungfrau von Walsingham goldene Berge versprach, wenn er heil ans Land komme. Andere gelobten vieles dem Stück Holz vom Kreuze, das an dem und dem Orte ist, andere wieder dem, das anderswo sich findet. Ebenso hielten sie's mit der Jungfrau Maria, die an vielen Orten herrscht, und sie meinen das Gelübde sei umsonst, wenn man nicht einen bestimmten Ort nenne." „Lächerlich, als wohnten die Himmlischen nicht in den Himmeln." „Es gab auch solche, die versprachen, Karthäuser zu werden. Und einer war, der gelobte, er wolle zum heiligen Jakobus in Compostella barfuß und barhaupt pilgern, den Körper nur mit einem eisernen Panzerhemd bedeckt, und überdies mit erbettelter Zehrung. Einen hörte ich nicht ohne Lachen, wie er dem heiligen Christoph, der in Paris in der Kathedrale steht, mehr einem Berg als einer Statue gleich, eine Wachskerze so groß, als er selbst sei, gelobte. Wie er das, so laut er konnte, rief und immerfort wiederholte, gab ihm ein Bekannter, der gerade in seiner Nähe stand, einen Stoß mit dem Ellbogen und mahnte ihn: Siehe zu, was du versprichst; auch wenn du alle deine Habe vergantest, könntest du das doch nie bezahlen. Worauf jener, schon mit leiserer Stimme, wohl damit es Christophorus nicht höre: Schweig doch, du Narr! Glaubst du denn, es sei mir ernst damit? Bin ich einmal am Lande, so werde ich ihm nicht einmal ein Unschlittlicht stiften." Und so weiter.

„Wie doch die Not die Leute fromm macht! Im Glück kommt einem weder Gott noch irgend ein Heiliger in den Sinn. Was machtest denn du unterdessen? Tatest du keine Gelübde?" „Keineswegs." „Warum denn?" „Weil ich mit den Heiligen nicht paktiere. Denn was anderes ist dies als ein Kontrakt nach der Formel: Ich gebe, wenn du das und das tust, oder: Ich werde dies tun, wenn du das tust — ich werde eine Kerze stiften, wenn ich durch Schwimmen mich rette; ich werde nach Rom gehen, wenn du mich bewahrst?" „Aber du riefest doch den Schutz irgend eines Heiligen an?" „Nicht einmal das." „Warum denn aber nicht?" „Weil der Himmel gar weiträumig ist. Wenn ich nun einem Heiligen mein Heil anbefehlen wollte, sagen wir dem heiligen Petrus, der es vielleicht zuerst hören wird, da er bei der Himmelstür steht — dann würde ich, bevor er zu Gott hinkäme und bevor er meine Sache vorbrächte, untergegangen sein." „Ja, was machtest du denn?" „Ich wandte mich geradeswegs an den Vater selbst mit den Worten: Unser Vater, der du bist in den Himmeln... Von den Heiligen hört doch keiner rascher als Er oder gewährt lieber das, worum gebeten wird." „Hat aber bei alledem dein Gewissen keine Einsprache erhoben? Fürchtetest du nicht, den Vater zu nennen, den du durch so viele Vergehen beleidigt hattest?" „Um ehrlich zu sein, mein Gewissen erschreckte mich etwas; bald aber faßte ich Mut, indem ich bei mir überlegte: Kein Vater ist so erzürnt über seinen Sohn, daß er ihn nicht, wenn er ihn in einem Strom oder See in Gefahr sähe, an den Haaren fassen und an das Ufer ziehen würde."

Nun folgt ein schönes Bild. „Unter all den Leuten blieb niemand ruhiger als eine Frau, der ihr Kind saugend an der Brust lag. Sie allein machte keine lauten Worte und weinte nicht und tat keine Versprechungen, nur still für sich hin betete sie, das Knäblein küssend."

Wir wollen noch von ihrer Rettung erfahren beim Untergang des Schiffes, da sich die Masse ins Rettungsboot drängt, daß es überfüllt gleich verloren ist, andere mit Rudern, Stangen, Eimern, Brettern dem Ufer zustreben. „Wir hatten sie auf eine gebogene Planke gesetzt und so angebunden, daß sie nicht leicht herunterfallen konnte; dann gaben wir ihr ein Brettchen in die Hand, das sie als Ruder gebrauchen konnte. Und so setzten wir sie mit guten Wünschen in die Flut aus, indem wir mit einer Stange sie vom Schiff wegstießen; denn von daher war Gefahr zu befürchten. Sie hielt ihr Kindlein in der Linken und ruderte mit der Rechten." Man denkt an jenes ergreifende alte Griechenlied von einer Mutter mit ihrem Kind im weiten wilden Meer, an das Danaë-Fragment des Simonides.

Und noch ein Bild:

„Da sonst nichts mehr vorrätig war, riß einer ein Holzbild der Mutter Gottes los, das schon ganz morsch und ausgehöhlt war von den Spitzmäusen, und es umfassend begann er damit zu schwimmen."

Im „Charon" ist Erasmus ein Vorläufer der Friedensbertha. Dieser Totenfährmann ist noch moderner als sein amüsanter Vorläufer bei Lukian; immerhin hat sich Erasmus, indem er das Motiv der Bekämpfung des Krieges dienstbar macht, keine allzugroße Mühe gegeben, sich vom andern zu emanzipieren.

„Ein Evangeliumsträger" ist eine vergnügliche Belehrung an die Adresse jener ungeschlachten Naiven, die sich so treuherzig wie verständnislos mit dem Evangelium in der Hand an ihrem Adam genügen. Es hat zu allen Zeiten bis heute solche Leute gegeben: innerlich unentwegte Materialisten, denen ihre Religion ansteht wie einem Neger sein Zylinder. Es sind meist brave Leute; aber man hüte sich, etwas von ihnen zu verlangen oder mit ihnen in Streit zu kommen. An dieser Stelle aber richtet sich die Satire zunächst an die religiösen Parvenüs des jungen Protestantismus, der ja trotz allem wuchtigen Ernst des Wittenberger Augustinermönchs gar bald der Parteigänger von rührend praktischer Unbefangenheit genug besaß. Der Artikel „Von Gasthäusern" ist eine scharfe Kritik der deutschen Hotellerie von dazumal. Alle drastischen alten Holzschnitte kommen einem unter der Feder des Erasmus vor die Augen. Die

Schweiz, Sezession. Eduard Renggli (Luzern). Studienblatt aus Rom.

*) Diese Hyperbel hat vor Erasmus schon Ovid Tristien I 2, 19—22. A. d. R.

Schweiz. Sezession. Eduard Rüdisühli (Basel). Heranziehendes Gewitter.

Nase mag lieber nicht mittun in diesem ergötzlichen Kapitel. Es wird meist an den Franzosen gemessen, bei denen es unserem weitgereisten Erzähler besonders Lyon angetan hat; aber auch neben den andern großen Kulturnationen stand Deutschland bedenklich da. Die kulturelle Rückständigkeit dieses Volkes ist wohl unserem Erasmus nirgends so empfindlich nahegetreten wie in der Gasthausverpflegung. Da verstand er dann keinen Spaß. Man hätte die Lektüre dieser Schilderung dem wackern Carlyle gönnen mögen: vielleicht hätte ihm der Vergleich mit den seither gemachten Fortschritten seine vielbeseufzte deutsche Reise erleichtert. So unterhaltend, so belustigend für uns unbeteiligte Nachfahren sich diese Schilderung des deutschen Gasthoflebens liest, beim Lesen eines schönen Romans aus jener Zeit wird man sie lieber wieder vergessen wollen. Ihr Naturalismus würde sich kaum damit vertragen.

Die Frauen erhalten ihre Leviten im „Frauensenat". In „Zwei Tote" lernen wir den edeln Heimgang eines echten Frommen und Mannes vom Abgang einer bornierten Knechtseele mit all dem ignobeln Treiben um ihren noch lebenden Leichnam unterscheiden.

Was fromme Geistesfreiheit ist, das kann uns keiner schöner zeigen als Erasmus von Rotterdam. In allem Spott kennt er die Grenzen feinen edeln Maßes, das nicht alte und moderne, das bleibender Weisheit eigen ist. E. Z.

Heiligtum.

All die schweren, bangen Tage
Finden sich in einem Heiligtume,
Wo Vergangenheit leis psalmodierend
Schmückt die Grüfte mit der Totenblume.

Und die fernen, toten Tage
Neigen sich wie schöne, sanfte Geister
Vor dem Tabernakel, dort, wo thronend
Prangt das Leid, ihr urgewalt'ger Meister.

Langsam hebt das Leid die Hände,
Segnet gütig namenlose Schemen,
Die verklärt und selig weiter wallen
Und im Chorgestühle Sitze nehmen.

Mild und ernst gleich müden Greisen,
Die von Menschen und vom Leben wissen
Und im Frieden ihrer Stunde harren,
Lehnen sie die Häupter an die Kissen.

Durch den Raum geht heilig Schweigen.
Wenn von Kranken einer dort gewesen,
Trägt er eine wundervolle Ruhe
In der Seele, ist durch Leid genesen.

H. C. Wunderly, Kössern.

Goldschmieds glücklichster Tag.

Der schönste Auftrag, der mir kam,
Seit ich das Handwerk treibe,
Die liebste Arbeit, die ich nahm
Auf meine Goldschmiedscheibe:

Das war das Ringlein, das ich schuf
Heut morgen in der Frühe —
Nie schien mir werter mein Beruf,
Nie süßer meine Mühe!

Ich hab' das Ringlein heiß geküßt
Und jubelnd fortgetragen —
Wohin? Wenn ihr's denn wissen müßt,
Laßt's euch das Ringlein sagen!

J. Ninck, Winterthur.